

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

257 (4.11.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

# Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 4. November

des „Volksfreund“

Nummer 257 — 1914

## Geschütztorpedos!

Der Erfolg des deutschen Unterseebootes „U 9“, das mit wenigen Torpedoschüssen 3 englische Panzerkreuzer zum Sinken brachte, hat gezeigt, zu welcher furchtbaren Waffe die technische Entwicklung der letzten Jahre den Torpedo machte. Als dieser zum ersten Male seine Anwendung im modernen Seekrieg fand und zwar im russisch-japanischen Kriege, erfüllte er die von den Fachleuten auf ihn gesetzten Hoffnungen bei weitem nicht. Wohl wurden einige Schiffe durch Torpedos zum Sinken gebracht. Aber die Mehrzahl der torpedierten Fahrzeuge blieb vor dem Untergang bewahrt und konnte wieder repariert werden. Die geringe Raufftrede und Laufgeschwindigkeit des Torpedos sowie die schwache Wirkung seiner Sprengladung waren die Ursachen des damaligen Mißerfolges.

Seit den Tagen des russisch-japanischen Krieges aber ist die tückische Waffe um ein Bedeutendes verbessert worden. Die Raufftrede steigerte sich von knapp 1000 Meter auf 8—10 000 Meter, die Geschwindigkeit auf 50—55 Kilometer pro Stunde für längere und auf 65—75 Kilometer für kürzere Raufftrecken, die Sprengladung von 60—80 Kilogramm auf 100—130 Kilogramm Schießbaumwolle.

Natürlich hat die Technik gegen den vervollkommenen Torpedo auch geeignete Schutzmaßnahmen erfunden. Vor allem führte sie einen stärkeren Schutz der unter Wasser liegenden Schiffsteile ein. Die Schiffe erhielten doppelte Wände, welche durch Quertwände in zahlreiche Unterabteilungen zerlegt sind. Hinter diese Doppelwände baute man Torpedoschotts ein, einfache Hohlräume, in denen sich die bei der Torpedoexplosion entwickelnden Gase ausdehnen können, ohne gefährliche Sprengwirkungen herbeizuführen. Bleibt bei einer Torpedoexplosion die nach dem Schiffsinnen liegende Wand des Torpedoschotts unverletzt, so verhindert es gleichzeitig das Wasser, welchem das durch den Torpedo geschaffene Loch Zutritt gab, sich über größere Schiffsräume auszubreiten und so den Untergang des Fahrzeuges herbeizuführen. Endlich hat man in neuerer Zeit zu dem Mittel starker Unterwasserpanzerung gegriffen, die angeblich der Sprengwirkung des Torpedos erfolgreichen Widerstand leisten soll.

Der Torpedo, von dem wir bisher sprachen, war seinem Wesen nach ein *autonomes* (selbstlaufendes) Geschöß. Es wurde mit geringer Kraft aus den Torpedolanzierrohren ins Wasser gestoßen und bewegte sich in diesem mit Hilfe eigener Fortbewegungsmechanismen fort. Traf der Kopf des Torpedos auf das feindliche Schiff auf, so explodierte die in ihm eingeschlossene Ladung und sollte es so schwer beschädigen, daß es entweder kampfunfähig wurde oder besser noch unterging. Aber der ungeheuren Energie, welche 130 Kilogramm Schießbaumwolle entwickeln müssen, wenn sie auf einmal zur Explosion gelangen — über 100 000 Liter Gas werden dabei plötzlich frei! — waren die bei den Torpedoschießübungen erzielten Erfolge eigentlich nie recht angemessen.

Ein amerikanischer Marineoffizier, Cleveland Davis, fand die Lösung dieses Rätsels. Er folgte aus der Erscheinung, daß bei jeder Torpedoexplosion ungeheure Wassermassen haushoch in die Luft geschleudert wurden, es müsse nach der Explosion die Hauptwirkung der entsefelten Sprengenergie beim Aufschleudern des Wassers verloren gehen, während nur ein Bruchteil davon zerstörend auf die Panzerwand einwirkte. Und zwar aus dem Grunde, weil das leichtbewegliche Wasser dem Explosionsdrucke unendlich viel schneller nachgibt als der feste Schiffspanzer. Der Fehler in der Konstruktion des Torpedos lag also darin, daß er schon explodierte, ehe er die Wände des feindlichen Schiffes durchbohrt hatte.

Die Veruche Davis', eine volle Ausnutzung der Zerstörerfähigkeit des Torpedos herbeizuführen, fanden ihren Abschluß mit der Konstruktion des *Geschütztorpedos*: der Torpedo verwandelt sich aus einem *autonomem* Geschöß in ein *autonomes* Geschöß. Bei den alten Torpedos war der Kopf mit Schießbaumwolle angefüllt, die beim Auftreffen auf das feindliche Schiff durch eine besondere Vorrichtung außerhalb des Schiffsförpers entzündete. Der Davis-Torpedo enthält dagegen in seinem Kopfe ein mit einer Sprenggranate geladenes Geschöß. Aus der Spitze des natürlich wasserdicht verschlossenen Torpedoförpers ragt die Abzugsstange des in seinem Inneren verborgenen Geschüßes hervor, die beim Auftreffen auf das Ziel gegen einen Hebel drückt, welcher den Schlagbolzen am Rohrverschluß auslöst und so die Entladung des Geschüßes herbeiführt. Die Granate verläßt das Rohr, zertrümmert die Torpedowand, durchschlägt die Wände des torpedierten Fahrzeuges und gelangt erst in dessen Innenräumen zur Explosion. Die Wirkung muß in diesem Falle natürlich ungleich verheerlicher sein, als wenn nur die Schiffswand beschädigt wird.

Bei den ersten Veruchen, die mit dem neuen Geschütztorpedo angestellt wurden, betrug das Kaliber des Geschützrohres 20,3 Zentimeter. Das aus Vanadiumstahl gefertigte Rohr hatte eine Länge von 182,9 Zentimeter, das Gewicht der Granate belief sich auf 97,5 Kilogramm, ihre Sprengfüllung mit rauchlosem Pulver war 15,9 Kilogramm schwer. Die Entladung des Geschüßes besorgte eine Kartusche mit 4 Kilogramm rauchlosem Pulver, dessen Entzündung der Granate eine Mündungsgeschwindigkeit (= Geschwindigkeit, mit der sie das Geschützrohr verläßt) von 269,7 Meter pro Sekunde verlieh. Die Durchschlagkraft der Granate sollte genügen, um Panzerplatten von 11,4 Zentimeter Dicke zu durchschlagen. Indeß vollbrachte sie diese Leistung zunächst nicht.

Ueber zwei Jahre sind jetzt vergangen, seitdem die ersten Schießübungen mit dem Davis'schen Torpedo stattfanden. Man kann als sicher annehmen, daß seit dieser Zeit die Durchschlagkraft und Sprengwirkung des Ge-

schüßes um ein gut Teil erhöht worden sind. Denn bekanntlich arbeitet der menschliche Erfindungsgeist auf keinem Gebiete schneller und gründlicher als auf dem des Krieges. Ob auch die deutsche Marine mit Davis'schen Torpedos ausgerüstet ist, wissen wir nicht. Aber soviel steht fest: auch die stärksten gepanzerten Kriegsschiffe können nun an einem einzigen gutgeführten Torpedo zu Grunde gehen. Diese Tatsache haben die bisher bekannt gewordenen Ereignisse des Seekrieges einwandfrei herausgestellt!

Welche Konsequenzen sich daraus für die Zukunft ergeben: wer möchte das im voraus sagen? Jetzt ist nicht die Zeit dazu, diese Frage zu erörtern. Aber es scheint uns, daß, wenn die Waffentechnik in der bisherigen Weise weiter fortschreitet, die Worte des englischen Admirals Sir Percy Scott, mit denen er im Juli ds. Jrs. die Großkampfschiffe aller Nationen als „altes Eisen“ titulierten, sich bewahrheiten würden! Die Zeit wird es ja lehren!

## Die deutschen Kolonien am Schwarzen Meere.

In den russischen Küstenprovinzen zwischen der Donaumündung und der Halbinsel Krim wohnen besonders viele Deutsche, beiderseits von der Großstadt Odessa. Auf der bessarabischen Seite rechts vom Dnepr sind sie umgeben von Bulgarien und namentlich von Rumänien. Ferner sind Deutsche auch beiderseits des unteren Dnepr bis zum Mündungsmeer verteilt. Die Deutschen haben dort wie überall, wo sie setzen Fuß gefaßt haben, eine große und segensreiche Kulturarbeit geleistet. Die Ufer des Schwarzen und Asowschen Meeres, besonders die Steppe der östlichen Bezirke, waren bis zum 18. Jahrhundert von einer Einwohnerzahl beherrscht, die im besten Fall als Halbwilde bezeichnet werden konnte und sich auch selbst Kosaken nannte, also mit einem Titel, dessen Bedeutung durch den jetzigen Krieg wieder ganz in der alten Auffassung hervorgetreten ist. Es war gewiß kein leichtes und freudliches Unternehmen, in diesem Gebiet sich zu ruhiger Arbeit ansiedeln zu wollen. Als aber Rußland seine Herrschaft dort befestigt hatte und nun auch für eine bessere Einwohnerzahl Sorge tragen wollte, glaubte es selbst kein zweckmäßigeres Mittel dazu finden können, als deutsche Ansiedler zur Einwanderung dorthin einzuladen. Diesem Ruf wurde vor etwa einem Jahrhundert stattgegeben und zwar richtete sich die Einwanderung zunächst nach der Umgebung des Verejanskflusses, der wie alle Flüsse jener Gegend in einem Binnensee, einer tief eingreifenden Bucht, in das Meer mündet. Das Tal ist ungetrüblich fruchtbar, und unter der dichten Bevölkerung sind auch andere Nationen vertreten, wobei aber die Deutschen ein gewisses Übergewicht besitzen. Der selbst dort anfängliche Geistliche Konrad Keller hat zur hundertjährigen Jubelfeier dieser Kolonien in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ einen wertvollen Aufsatz über die deutschen Kolonien am Verejansk veröffentlicht, dessen Inhalt umsomehr auf Beachtung rechnen kann, als sich jetzt der Krieg auch auf das Schwarze Meer und seine Umgebung ausdehnt.

Die Ansiedlungen sind in drei Kreise geteilt, die ebenso wie die Kolonien selbst deutsche Namen tragen, nämlich Landau, Rastatt und Rohrbach. Der erste dieser Kreise enthält die meisten deutschen Ortschaften, mit den Namen Landau, Speier, Karlsruhe, Sulz, Katharinental, Jannesthal und Baternoo. Die Namen wurden meist nachgeahmt durch den Heimatsort der Mehrzahl der Ansiedler bestimmt. Die Zeit der Einwanderung verteilt sich auf die Jahre 1800 und 1810. Heute umfaßt der Landauer Kreis allein 1335 Hofstellen mit etwa 13 000 Einwohnern, dazu kommen im Rastatter Kreis noch 430 Hofstellen mit rund 5600, und im Rohrbacher 703 Hofstellen mit etwa 4200 Einwohnern, so daß die gesamte deutsche Einwohnerzahl auf die recht erhebliche Summe von 23 000 oder noch etwas mehr zu schätzen ist. Außerdem sind namentlich aus dem Landauer und Rohrbacher Kreis während der letzten Jahrzehnte viele Personen teils nach Amerika, teils nach Sibirien ausgewandert. Die Ansiedler stammten, wie schon die Ortsnamen bezeugen, zum größten Teil aus Süddeutschland und zwar aus der Rheinpfalz, aus dem Elsaß und aus Baden und Württemberg. Das Verhältnis ist bei der Mehrzahl das dörflich-katholische, doch gibt es auch einige Kolonien mit lutherischen und reformierten Mehrheiten. Von den neueren Kirchen gehören einige zu den angesehensten und schönsten, die in Südrussland überhaupt zu finden sind. Auch das Schulwesen ist trefflich entwickelt. Die Kolonie Karlsruhe hat die Ehre, das erste deutsche Gymnasium in ganz Südrussland besessen zu haben. Außer Landwirtschaft, Garten- und Gemüsebau werden noch manchelei Gewerbe betrieben. Die Industrie beschränkt sich freilich in der Hauptsache auf die Anlage von Dampfmaschinen, neben denen noch zahlreiche Windmühlen deutschen Rusters bestehen. Eine Industrie, die nicht für die Landwirtschaft arbeitet, ist bisher kaum entwickelt. Die ursprünglichen Sitten haben sich in hübscher, wenn auch nicht besonders anscheinlicher Ziegelbauten verhalten.

Vornehmlich im Rastatter Kreis hat sich die Bedeutung der deutschen Ansiedler bewährt, indem die Bevölkerung anderer Herkunft entweder nur als Halbbauern neben den Deutschen wohnen oder Tagelöhndienste verrichten. Dieser Kreis besitzt nur zwei Kolonien, nämlich Rastatt und München. Die Bewohner der letzten stammten zum größten Teil aus der Rheinpfalz. Auch der Rohrbacher Kreis setzt sich aus nur zwei Kolonien zusammen, die Rohrbach und Worms heißen. Minderliche Schicksalschläge, Pestepidemien, Ueberschwemmung, Gesundheitschwäche und Erdbeben sind über den deutschen Bezirk hinweggezogen; ferner haben auch Viehseuchen und Mähernten die stetige Entwicklung schwer gehemmt. (Hess. Zig.)

## Aus feldpostbriefen.

Von den Kämpfen an der Marne.

Der folgende Feldpostbrief wurde der „Hein. Zig.“ zur Verfügung gestellt. Durch die absolute Ehrlichkeit der Schilderung gibt er ein doppelt anschauliches Bild von den schweren und strapaziösen Kämpfen, die unsere Soldaten an der Marne, Somme und Dije zu überleben haben.

19. 10. 14.

Von der Post, von der Sie mir mitteilen, ist nur ein Teil in meine Hände gekommen. Meine Eltern haben mir fünf Pakete gesandt, wovon ich zwei bekommen habe; desgleichen von bekannter Seite einige, wovon ich nur zwei erhalten habe. Da

wäre ein überglücklicher Mensch gewesen, wenn solche alle in meine Hände gekommen wären. Denn in den schweren Stunden, die wir in der Zeit vom ... September durchgemacht haben, hätte man sein ganzes Geld, was uns im Brustbeutel tatsächlich verschimmelte, für ein Stückchen Schokolade, Zigarre oder Zigarette hergegeben.

Man darf nun, wie es von den Lieben daheim wohl geschieht, der Feldpost nicht alles in die Schuhe schieben. Es ist aller Ehren wert, wie die Leute gearbeitet haben. Wenn schon hier Fehler unterlaufen sind, so ist der Verdienst der von liebeder Hand besorgten Sachen anderweitig zu suchen. Ein denkender Mensch muß die Verpflegung unseres deutschen Heeres als eine großartige bezeichnen. Doch die ungewisse Menge und die meistens unglücklichen Beschaffenheit zur Veranschaulichung die Linie, und zuletzt die nicht immer stark entwickelte Intelligenz mancher Soldaten lassen eine gleichmäßige und regelmäßige Verteilung kaum zu. Einmal schossen die Franzosen nachts gegen 11, 12 und 1 Uhr, wo wir abgesehen werden sollten, deoartig, daß die Feldküche vor unserer Nase wieder abfahren mußten, das andere Mal war der Boden so aufgeweicht, daß sie schlecht voran kamen. Wenn schon alles gut ging, drängten sich die Leute derartig heran, daß die Offiziere teilweise recht energisch eingreifen mußten. Natürlich hatten wir, wenn wir den ganzen Tag nichts gegessen hatten, da wir den ganzen Tag im Feuer lagen, Hunger wie die Wölfe, aber dies betraf ja den einen wie den andern. ... Am 26. September ging es beim besten Willen nicht mehr: ich bekam Durchfall, war vollständig hin und mußte mich wohl oder übel krank melden. Nun mußten wir Schläge auf Schläge eingetroffen sein, die aber dann als Liebesgaben betrachtet werden und an die Kompagnie verteilt werden. In manchen Kompagnien gehen solche wieder zurück. ... Wenn es schon mir recht leid tut, daß die Pakete nicht in meine Hände gekommen sind, so bemühe ich solche gern und weiß, daß ich wieder in Deutschland bin, und gönne die Freude den armen Kameraden gern. ...

Ich muß mich wundern, daß ich bei dem anbauenden Feuer unterseht geblieben bin. Das ganze, was ich bekommen habe, ist ein Gewehrschuß durch die Hofe, Unterhose und Hinten auf demselben Weg wieder hinaus. Am 22. August erholten wir bei M. die Feuerpause. Die Angeln pfiffen wie im Wahnsinn um die Köpfe. Die Franzosen schossen von einem Berg, der hoch mit Granaten besetzt war. Wir konnten fast keinen Schutz tun, weil wir keine Franzosen sahen und stürmten den Berg, vor dem sich ein großes Gefäß- und Kartoffelfeld ausbreitete. Das Feuer dauerte von 5 bis 9 Uhr, und bei Dunkelheit war die Stellung genommen. Aber unsere Verluste! Am andern Morgen sahen wir, daß der Feind auch schiefen kann. ... Die Einzelheiten der regelrechten Schlacht muß ich Ihnen mündlich ausführen, es würde zu weit führen. Wir hatten danach andauernd Feuer: 26. 27. August von morgens 8 bis abends 9 Uhr Infanterie- und Artilleriefeuer bei M.; am 31. August Artilleriefeuer bei B., am 2. September Artilleriefeuer bei B., am 6. September Infanteriefeuer bei G., und von 11 bis 8 Uhr Artilleriefeuer bei G. Etwa drei Kompagnien lagen in einem kleinen Wäldchen, das mit Artilleriefeuer überschüttet wurde. Mit Schmerzen erwarteten wir den Abend, der mit 8 Uhr kam, und das Feuer verstummte langsam. Wir schlepten dann auf Feldbahnen unsere verwundeten Kameraden, trotzdem wir den ganzen Tag nichts gegessen hatten, ins nächste Dorf, das 1 1/2 Stunden entfernt lag. Dann lehrten wir auf unsere alte Stelle zurück und logten uns gegen 10 Uhr in einen Graben zur Ruhe. Morgens um 4 Uhr trat die Nacht herin. Wir gingen vor und bekamen um 6 Uhr wieder Infanterie- und Artilleriefeuer. Nun lagen wir wieder im Feuer. Was das heißt, kann nur der fühlen, der das mitemgemacht hat. Gegen 5 Uhr mußte sich der Zug noch entwikkeln, bei dem ich auch war. Froh, aus dieser Mangelzone jetzt herauszukommen, hatte ich schon meine Rechnung gemacht. Wir sprangen etwa 500 Meter nach oben zur Schützenlinie, aber schon bei den ersten Schritten fiel mancher Kamerad links und rechts, samt unserm Jungführer. Ich erlangte wiederum glücklich die Linie. Das Infanteriefeuer verstaumte gegen 9 Uhr, während das Artilleriefeuer bis 10 1/2 Uhr dauerte. Wir hoben Graben aus und nahmen dann. ... wieder die erste Speise zu uns, die allerdings sehr reichlich war. Dann hieß es aber wieder arbeiten, um auch noch ein paar Stunden schlafen zu können. In diesen Graben, die von Tag zu Tag tiefer gemacht wurden, lagen wir bis zum 11. September im Artilleriefeuer. Das Wetter war in den letzten Tagen regnerisch geworden. Vom 14. bis zum 26. September bezogen wir neue Stellungen, hielten Graben aus und waren bei anbauendem Regen dem Artillerie- und Infanteriefeuer ausgesetzt. Tag und Nacht bis auf die Haut durchnäßt. ...

Jetzt, im Lazarett, haben wir es gut. Wir denken oft an unsere armen Kameraden und fühlen alles mit, was sie durchmachen müssen.

## Gemurmel am Stammtisch.

In der Schenke, in verdünnter Runde  
Dort man hin und wieder alte Knaben,  
Wie sie abends in der Schoppenstunde  
Manches Dunkle zu beschwören haben.

„Das mit Oestrach“, spricht ein Rentner leise,  
(Und er piekt gebat'ne Wurst mit Kraute),  
„Sie — da schreit mein Neffe beispielweise ...!“  
Stephs. Kopfschüttel. Dumpe Laute.

Nach der Stärkung mittels düstren Bieres  
Reigt man etwas zur Kritik der Zeitung,  
Denn der kennt die Magd des Offiziers,  
Und Herrn Schulzes Sohn ist bei der Zeitung.

Aber mit dem Fortgang der Verdauung  
Muß die Stepsis allgemach entschwinden  
Und die rentnerische Wellenschauung  
Scheint beim Stat ihr Gleichgewicht zu finden.

(„Simplicissimus“.)

## Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Fachblatt für Holzarbeiter. Heft 10 des neunten Jahrgangs, Oktober 1914, herausgegeben vom Deutschen Holzarbeiterverband in Berlin.

Das Fachblatt für Holzarbeiter erscheint am 15. jedes Monats und ist gegen 1,20 M. pro Vierteljahr von allen Postämtern, Buchhandlungen sowie direkt von der Expedition, Berlin SO. 16, im Kölnischen Post 2, zu beziehen.